

SABINE WEIGAND



Das
BUCH *der*
KÖNIGIN

HISTORISCHER ROMAN

⊞ | KRÜGER

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sabine Weigand
Das Buch der Königin
Historischer Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erstes Buch



Prolog:
Kathedrale von Palermo, Pfingstsonntag,
17. Mai 1198

Tausend kostbare Bienenwachskerzen, armdick und zwei Fuß hoch, tauchen den mächtigen Dom der Hauptstadt in goldglühendes Licht. Die Schwere der Mauern scheint sich im zuckenden Spiel der Flammen aufzulösen, ihre Konturen zerfließen zu sanften Wellen, als seien die Steine zu Wasser geworden. Die Figuren auf den bunten Mosaiken bewegen sich, taumeln und tanzen; das Flackern hat sie zum Leben erweckt. Da ist ein Leuchten, ein strahlender Glanz, der einen beinahe schwindeln macht. So unglaublich hell ist es im Inneren der riesigen Kirche! Die Edelsteine auf dem Bild der Einsiedlerin Rosalia funkeln wie ein Sternenhimmel im Sommer. La Santuzza, wie die Palermitaner ihre Beschützerin liebevoll nennen, wacht mit mildem Lächeln über das Geschehen in ihrer Kirche.

Das Kind, das nun unter den feierlichen Gesängen der Mönche die Kirche betritt, blinzelt und bleibt stehen. Schwer lastet das Gewicht des goldbestickten Mantels auf seinen Schultern; Löwenkrallen aus gelber Seide schlagen sich in seinen Rücken. Allein die silberne Schließe des Tasselbands vor der kindlichen Brust mag bald ein halbes Pfund wiegen. Der Junge zögert, wankt leicht, da stupst ihn der Erzbischof von Salerno aufmunternd von hinten an, flüstert ihm etwas ins Ohr und zeigt zum Altar. Es sieht so aus, als ob der Junge aufseufzt, dann setzt er gehorsam einen Fuß vor den anderen. Mit energischen Trippelschritten durchmisst er die Gasse, die sich vor ihm öffnet. Die Menschenmenge im Dom weicht ehrfürchtig zurück, lässt ihn durch, den zukünftigen König, der einmal – noch ahnt es niemand – das Staunen der Welt sein wird. Doch im Augenblick verspürt der Kleine Lust am Spiel, er tritt

absichtlich nur auf die weißen Steine des bunten Cosmatenfußbodens, dazu muss er ein bisschen im Zickzack gehen wie das Häschen, das ihm seine Mutter zum Willkomm geschenkt hat. Wieder erinnert ihn der Erzbischof von Salerno sanft an seine Pflichten. Er rückt ihm die blausamte Mütze zurecht und stupst ihn dann wieder geradeaus. Links und rechts von ihm fallen die Leute auf die Knie, wie eine Welle geht es durch das Kirchenschiff. Vorne, hoch über dem Altar, entdeckt er den riesigen, goldglänzenden Christos Pantokrator. Mahnend hebt der Herr der Welt die linke Hand, neigt sich ihm mit ernstem Blick entgegen. Der Junge lächelt. Er hat keine Angst.

Konstanze sitzt auf ihrem Thron links vor der Mittelapsis, auf ihrem Haupt die Krone Siziliens. Auf diesen Tag, diesen Augenblick, hat sie ihr Leben lang gewartet. Es ist der Tag des vollkommenen Triumphs. Alles, was sie sich je gewünscht hat, ist Wirklichkeit geworden. Da kommt ihr Sohn, ihr einziger Sohn, an dessen Geburt vor dreieinhalb Jahren sie längst selber nicht mehr geglaubt hatte. Ihr Schatz, ihr Sieg, ihr Glück. Ein kleines Wesen in Blau und Gold, dessen viel zu großer Umhang auf dem Boden schleift und duftende Rosenblätter mit sich fegt. Ein schwächlicher Junge mit großen blauen Augen unter hellen Brauen und Wimpern. Er kommt nach seinem Großvater, denkt sie. Genau wie Barbarossa hat der Kleine rotblonde Locken und Haut von einer Blässe, die keine Sonne verträgt. Stauferhaut. Und dennoch ist er genauso ein Hauteville, sagt sich Konstanze trotzig. Er trägt die Namen seiner beiden Großväter: Friedrich und Roger. Sie aber nennt ihn, wenn sie allein sind, Konstantin. Nach sich selbst. Denn sie ist es, die ihn geboren hat, die um ihn gekämpft hat, die ihn dahin gebracht hat, wo er jetzt steht: vor den Altar des Doms von Palermo. Noch vor Ablauf einer Stunde wird er König von Sizilien sein.

Der kleine Friedrich hat sie jetzt entdeckt, zieht eine fröhliche Grimasse, als sie ihm zuwinkt. Ein Sonnenstrahl bricht durch eines der Seitenfenster und kitzelt ihn an der Nase. Er niest ganz unköniglich, und Konstanze muss schmunzeln. Dann bringt ihm ein Diener einen gepolsterten Hocker, von dem aus er die Mes-

se verfolgen soll. So langes Stillestehen hält ein Kind nicht aus, das wissen selbst die alten Kirchenoberen. Ungeschickt versucht der kleine Friedrich, seine Kleider zu raffen, dreht sich, stolpert fast über sein langes Untergewand, bis er schließlich mit des Erzbischofs Hilfe auf dem Hocker zu sitzen kommt.

Das Tedeum klingt durch die Kirche, gesungen von hunderten Mönchen aus ganz Sizilien.

Ihr Blick wandert über Gesichter. Da sind die hohen Geistlichen: die Erzbischöfe von Palermo, Messina, Syrakus, der Abt von San Giovanni degli Eremiti ... Alle sind sie ihr untertänig, obwohl nicht jeder von ihnen auf ihrer Seite war, damals, als es um ihr Leben ging und die Zukunft des Landes. Vorbei. Die alten Feindschaften ruhen, es ist gut. Ah, dort neben der Säule steht der Legat des Papstes. Luca Valdini, den sie »il Grugno« nennen. Nicht einmal die fehlende Nase kann ihn richtig hässlich machen. Sein Blick ist unruhig, wie immer, er weiß nicht, ob dieser Tag seiner Sache zum Guten oder zum Schlechten gereichen wird. Dabei immerhin hat sie doch den Papst zum Vormund ihres Sohnes bestimmt und seinen Anspruch auf das Reich zurückgezogen, Valdini sollte zufrieden sein. Neben ihm steht ganz in Schwarz der Kanzler, Walter von Pagliara, ein Mann, dem sie zwar nicht traut, der aber zu klug ist, um seine Fähigkeiten nicht für Sizilien zu nutzen. Endlich, an der Spitze der Palastgarde, das Gesicht, nach dem sie die ganze Zeit gesucht hat. Ein samtdunkles Augenpaar, olivfarbene Haut mit einem Schimmer von dichtem Bartwuchs. Aziz. Ihre Blicke treffen sich für einen winzigen Moment, dann schließt sie die Augen. Er weiß, was sie fühlt, er als Einziger unter all diesen Menschen in der Kathedrale. Eine Liebe im Licht der Welt ist ihnen nicht vergönnt, aber die im Dunkeln ist immer noch stark und tief und lebendig wie je. Ein Geschenk Gottes, des seinen und des ihren, das sie nur im Geheimen annehmen dürfen.

Sie öffnet die Augen, und ihr Blick fällt auf den großen Doppelaltar, dann gleitet er die Reihe der antiken Granitsäulen entlang, dorthin, wo die Toten liegen. Ihr Vater, den sie nie kennengelernt hat. Sein Blut, königliches Normannenblut, fließt in ihren Adern.

Endlich habe ich dein Erbe angetreten, denkt sie, und strafft den Rücken. Sie spürt den leichten Druck der Krone, die auf ihrem Haupt sitzt, das Kitzeln der smaragdbesetzten Pendilien an ihrem Hals, wenn sie den Kopf dreht. Wie jetzt, da sie zum nächsten Grab hinübersieht. Heinrich. Der Kaiser, in Porphyrt gebetet, über sich einen von sechs schlanken Säulen getragenen Baldachin. Sie schaudert. Dieser Mann hat sie berührt, mit Händen, so tot wie diejenigen, die jetzt knochig unter dem Sargdeckel liegen. Er hat sie erhöht und erniedrigt, untrennbar waren ihre Leben verwoben. Sein Tod hat den Weg frei gemacht. Die Krone, die er trug, wird jetzt gerade seinem Sohn aufgesetzt. Der Erzbischof von Palermo rückt das funkelnde Diadem zurecht, das innen einen Stoffring hat, damit es dem kleinen Friedrich passt. Ihr Sohn wackelt unwillig mit dem Kopf, als sei ihm das goldene Ding zu schwer. Er wird sich an das Gewicht gewöhnen, denkt sie. Und plötzlich ist da unter der Krone ein anderes Gesicht, verzerrt vor unerträglichem Schmerz, den Mund weit offen in lautlosem Schrei. Der sterbende Jordanus, auf seinen Schädel genagelt die glühende Eisenkrone des Verräters.

Sie schließt die Augen. Wer außer Jordanus fehlt noch unter den Gästen? Statt der lebenden Gesichter sieht sie nun die toten. Es gibt so viele. Da, ihr Bruder, wie er die Stirn runzelt, sein schwarzer Bart beginnt schon grau zu werden. Er musste um die Macht kämpfen, Sizilien hat ihn nicht geliebt. Vorbei. Dort sein Sohn Wilhelm, ihr Neffe, die blonden Locken fallen ihm offen auf die Schultern, er war für seine Schönheit berühmt. Sie versucht, ihre Gedanken zusammenzuhalten, doch da kommt noch jemand: Tankred, der Bastard. Sein Tod war gerechtes Schicksal, aber was heißt das schon. Der Papst hat ihn nicht schützen können oder wollen. Sie hat gelernt, dass auch der Glaube Teil der Politik ist.

Die Chöre werden wieder lauter, als sich der kleine Friedrich, nunmehr König von Sizilien, von den Knien erhebt. Nun hat sie ihre Rolle zu spielen. Sie geht gemessenen Schritts zu ihrem Söhnchen, nimmt seine kleine Hand in ihre. Einträchtig schreiten sie zusammen aus der Kirche. Ihr Herz weitete sich, als sie auf den kleinen

Friedrich hinunterblickt, der unverdrossen neben ihr hertrabt, die Krone ein bisschen schief auf der Stirn.

In ihr jubelt es stumm. Sizilien ist gerettet. Die Zukunft wird glänzend sein. Mein einziger Sohn wird mein Erbe antreten, das Erbe der Hauteville. Hier bin ich und habe alles erreicht, was ich mir je gewünscht habe. Oh, ich weiß, ich bin nicht mehr jung. Und ja, ich habe für mein Glück bezahlt. Wer ist noch da von denen, die mir teuer waren? War es dies alles wert?

Sie schaut in das blendende Sonnenlicht, als sie aus der Kirche tritt. Ein letztes Gesicht taucht vor ihr auf, ihr eigenes. Das eines kleinen Mädchens, lachend, ohne Arg, als hätte es das Glück mit der Muttermilch eingesogen. Der Dom, die vielen Menschen, die Herrschaft über Sizilien – weit weg.

Konstanze, 1160er Jahre

Meine ersten Erinnerungen sind umweht vom Duft der Mandelblüten. Der Wind trägt die unsichtbare Süße aus den Baumgärten in die Innenhöfe der Paläste. Das Wasser im Brunnen plätschert, und ich tauche meine Hände in das kühle Nass. Tröpfchen sprühen auf mein gelbes Kleid und meine dünnen Samtpantoffeln. Safirah schimpft, aber sie meint es nicht ernst. Sie ist meine Amme, Sarazenin und die Frau eines kleinen Beamten des Diwans. Auf ihrem Schoß sitzt Aziz, mein Milchbruder, widerwillig lässt er sich den Kaftan richten. Und zu ihren Füßen kauert Wilhelm, mein Neffe, er ärgert mit seinem Stöckchen einen schwarzen Skarabäuskäfer. Damals kam es mir nicht merkwürdig vor, dass ein Neffe und seine Tante, nämlich ich, im gleichen Alter waren. Unsere Familie war nun einmal anders, die Familie des Königs. Für sie galten keine gewöhnlichen Gesetze. So fand ich es auch nie verwunderlich, dass ich meinen Vater nie kennengelernt habe. Den berühmten, den großen Roger! Ich bin erst nach seinem Tod geboren, er war schon alt, als er meine Mutter zur dritten Frau nahm. Für mich war mein ältester Halbbruder mein Vater: Wilhelm. Er sah schon ein wenig furchterregend aus, groß und massig, mit kohlschwarzem, ungebändigtem Haar und dichtem Bart. Dazu kam seine dunkle, heisere Stimme, die tief aus seinem Bauch aufzusteigen schien. Die Leute nannten ihn hinter vorgehaltener Hand »Löwenkopf« und hatten Angst vor ihm. Aber mit uns Kindern war er stets gutgelaunt, er ließ uns auf seinem Rücken reiten und warf mich oft hoch in die Luft. Er hatte auch andere Kinder an den Hof geholt, die zeitweise mit uns lebten, Söhne aus dem Adel wie den stillen Richard von Acerra, den wilden Jordanus oder den verwachsenen Tankred, von dem es

hieß, er sei ein Bastard, was immer das bedeuten mochte. Die drei hielten sich weniger an uns jüngere Kinder, sondern eher an meinen ein paar Jahre älteren zweiten Neffen, Roger, der einmal den Thron erben sollte. Meine Mutter – was kann ich sagen? Sie hat sich gleich nach meiner Geburt ins Kloster zurückgezogen. Wenn ich sie sehe, und das ist selten genug, ist sie eine stumme Gestalt hinter einem grauen Schleier. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt wahrnimmt. Es heißt, die schwarze Milch sei ihr zu Kopf gestiegen. Was das Wort Mutter bedeutet, habe ich erst gelernt, als mein Sohn auf die Welt kam.

Die Stadt meiner Kindheit ist Palermo. Sie liegt inmitten der sattgrnen Conca d'Oro, einer weiten Ebene, die von Bergen eingeschlossen ist wie das Innere einer Hand. Im Norden ragt der mächtige Monte Pellegrino auf, dort wohnt der großartige, schtzende Hausgott der Stadt, den ich mir immer mit grimmig-grauem Wolkenkopf und grollend wie ein Gewitter vorgestellt habe. Im Osten bildet der Monte Catalfano den Abschluss der langgeschwungenen Bucht.

Palermo hat ein arabisches Gesicht. Kuppeln von zweihundert Moscheen spiegeln die Sonne wie Gold vor dem Hintergrund des grünblauen Ozeans, es ist, als habe der Zauberstab des Orients die Stadt berührt. Vor der Eroberung durch die Normannen regierten die Emire von ihrem Palast aus, unten am Meer im Viertel Al-Khalesa. Sie besaßen auch eine sichere Burg, am höchsten Punkt der Altstadt und ein Stück weiter westlich gelegen. Dort ist es khler und ruhiger als in der Nähe des Hafens. Deshalb und weil der Ort leichter zu verteidigen war, wählten meine Vorfahren die alte Sarazenenfestung zu ihrem Wohnsitz. Es gibt dort vier mächtige Türme, gekrönt von sarazenischen Zwiebelkuppeln. Wir Kinder sind allerdings nur im Palazzo Reale, wenn Gefahr droht. Es gibt angenehmere Orte als die alte Festung: die Zisa, die Favara, den Parco und die Cuba. Alles Paläste des Königs, aufgereiht auf den Hügeln um die Stadt wie Perlen an einer Kette. Die Zisa ist mein Lieblingsort, erbaut vor der Porta Nuova im Nordwesten der Stadt. Sie ist umgeben von einem Meer von Olivenbäumen,

deren schmale, silbrige Blätter wie tanzende Lichter im Wind zittern. Obsthaine und Gärten werden durchzogen von künstlichen Wasserläufen, die eine Vielzahl von Fischteichen speisen. Rund um den Eingangsbogen verläuft eine schnörkelige arabische Inschrift, die Safirah mir übersetzt hat: »Hier sollst du, so oft du es wünschst, das schönste Besitztum dieses Königreiches sehen, das Glanzstück der Welt und des Meeres. Dies ist das irdische Paradies, dieser König ist der Musta'iz, der Ruhmreiche, dieser Palast der Aziz.« Aziz heißt auf Arabisch schön, und mit dem »Ruhmreichen« ist natürlich mein Bruder Wilhelm gemeint, der die Zisa erbauen ließ.

Ich bin gerne in der großen Mittelhalle. Hier gibt es Nischen, die aussehen wie Höhlen mit hängenden Steinzapfen. Und Bilder, die ich jeden Tag bewundere: Medaillons, auf denen zwei Jäger mit dem Bogen nach Vögeln auf einem Baum schießen. Auf denen Pfauen gierig Datteln von Palmen picken. Wo beleidigte Hirsche einander kampfbereit gegenüberstehen. Aus der hinteren Wand entspringt eine Quelle, das Wasser ergießt sich in dickem Strahl in treppenartig gestufte Becken, bis es schließlich nach draußen in den Fischteich fließt. Drinnen ist es immer angenehm kühl, und das unerbittlich gleißende Sonnenlicht des sizilianischen Sommers dringt nur gedämpft herein. Vom Mitteleingang führt ein Brücklein zu einer Pavilloninsel in einem großen Teich. Von hier bin ich eines Winters einmal ins Wasser gefallen, es gab eine ungeheure Aufregung, man zog mich tropfnass heraus, und ich musste zwei Tage im Bett bleiben, weil ich Schüttelfrost bekam.

Die unbeschwerten Zeiten sind selten von Dauer. Immer wieder werden sie unterbrochen von geheimnisvoller Aufregung, wilder Betriebsamkeit, kaum verhüllter Panik. Dann kommen Männer mit Waffen, wir müssen hastig in einen anderen Palast umziehen, die Diener tuscheln ängstlich auf den Treppen, und wir dürfen unsere Zimmer im Harim nicht verlassen. Anfangs ist uns Kindern nicht klar, was geschieht, aber mit der Zeit lernen wir, die Ohren zu spitzen, wenn die Diener reden. Wir wissen nun: Es sind die Barone! Sie führen aufrührerische Reden, zetteln Verschwörungen

an, ja, sie versuchen sogar, meinen Bruder mit Gewalt zu stürzen und die Hauteville-Dynastie, unsere Familie, zu vernichten. »Sie sind wie Skorpione«, höre ich einmal meinen Bruder sagen, »man weiß nie, wann sie zustechen.« Ich erinnere mich noch genau, wie ich eines Nachts wieder einmal geweckt und Hals über Kopf in den sicheren Palazzo Reale gebracht wurde, bei Regen und Nebel. Da plötzlich sprang ein Mann auf meine Kutsche zu, sein Dolch blitzte auf, und ich sah sein hassverzerrtes Gesicht. Dann eine schwarze Gestalt auf einem Pferd, ein erhobener Arm, ein Schlag, und der Angreifer war verschwunden. Ich merkte erst, dass ich schrie, als mich meine Amme fest in die Arme nahm und an sich drückte. Von diesem Augenblick an wusste ich, dass mein Leben nicht sicher war. Diese Angst hat mich meine ganze Kindheit hindurch begleitet. Ich hatte gelernt, wie brüchig der Frieden im Land war. Es gab tödliche Schlangen im Paradies.

Zwischendurch, wenn alles sicher ist, durchstreife ich mit Safirah, dem Eunuchen Calogero und den Jungen die Gassen von Palermo. Das sind unsere schönsten Stunden, wenn wir im Hafen mit den anderen Kindern Murneln spielen und unsere Amme ärgern können, indem wir uns hinter den Fischständen verstecken. Jeder Ausflug in die Stadt ist ein großes Abenteuer. Allein die Düfte: Gewürze, Salz, Weihrauch, Gebratenes, Gesottenes, Süßigkeiten, Balsamöle. Und Fisch, immer wieder Fisch. Das Geschrei der Möwen, das Stimmengesumm der Leute. So viele Menschen! Sarazenen mit bunten Turbanen, langbärtige Juden, Normannen, die man an ihren Lederstiefeln und dem blonden Haar erkennt, Griechen mit Ohrringen und dicken Schriftrollen in der Hand. Man hört ein Gemisch aus Arabisch, Latein, Griechisch und Volgare, und weil wir Kinder alle Sprachen des Königreichs lernen, jede mit einem anderen Lehrer, verstehen wir so manches. Eine ganze Menge Schimpfwörter schnappen wir auf bei diesen Ausflügen, die wir natürlich bei nächster Gelegenheit anwenden, so lange, bis man uns droht, uns nicht mehr in die Stadt zu lassen.

Ich bin sechs Jahre alt. Wieder einmal wütet ein Adelsaufstand, und diesmal ist es noch ernster als sonst. Die ganze Familie hat sich in den Palazzo Reale geflüchtet, tagelang halten wir uns im großen Saal im Pisanischen Turm auf, dem sichersten Ort in ganz Palermo. Da brechen die Feinde durch die Tür, bis an die Zähne bewaffnet, die Palastgarde hat sie nicht aufhalten können. Zwei der Verschwörer stürzen sich mit dem Schwert auf den König, aber jemand wirft sich dazwischen und rettet ihm das Leben. Ich bin schreckensstarr, sehe, wie unsere Eunuchen getötet werden, der Harim gestürmt, die Dienerschaft zusammengetrieben. Schwerter blitzen, Pfeile sirren. Und dann ist da ein schriller, entsetzlicher Schrei, der mir durch Mark und Bein fährt. Es ist die Königin. Ich folge ihrem Blick: Da kniet Roger. Seine Hände umklammern einen verirrtten Pfeil, der tief in sein linkes Auge gefahren ist. Blut quillt ihm durch die Finger. Wir laufen zu ihm und halten ihn, er zuckt und röchelt, und dann ist er tot.

Heute noch sehe ich meines Bruders Gesicht, als er seinem ältesten Sohn die Augen schloss, das Gesicht eines uralten Mannes. Er hat die Krone am Ende behalten, aber seinen Erstgeborenen verloren. Und mir ist zum ersten Mal im Leben der Tod begegnet. Es dauert lange, bis meine bösen Träume wieder verschwinden, aber schließlich hilft der dickflüssige Mohnsaft, den mich Safirah abends schlucken lässt. Wir Kinder vermissen Roger schmerzlich. Statt seiner ist nun Wilhelm unser Anführer – und der neue Thronfolger. Sein Leben ändert sich dadurch, und gleichzeitig auch das von mir und Aziz. Wilhelm muss nun viel mehr lernen, muss sich auf die Regierung vorbereiten. Wir anderen beiden teilen sein neues Leben, denn er braucht uns. Auch er hat seit dem Überfall auf den Palazzo Reale Angstträume, noch viel schlimmer als ich. Er ist traurig und still geworden. Die Geschichten über Kaiser und Papst, die unser Lehrer Petrus von Blois erzählt, können ihn nur wenig ablenken. Magister Petrus ist ein großer Gelehrter. Er kann wunderbar die Welt erklären, und ich sauge jedes einzelne seiner Worte in mich auf. Ich lerne, dass die Kunst der Glasherstellung auf die Phönizier zurückgeht. Dass die Araber die Zitronen gebracht haben, die Bitterorangen, den Maulbeerbaum, die Datteln, das

Zuckerrohr! Dass Palermo von den Phöniziern gegründet wurde. Nach ihnen kamen die Römer, dann die Byzantiner, schließlich die Sarazenen und dann wir Normannen, die wir ja unsere Wurzeln in Frankreich haben. Dass die Insel viele Völker und Kulturen beherbergt und wir, die Dynastie der Hauteville, alles zusammenhalten müssen. Ich bin stolz darauf, dass mein Großvater Roger sich ganz Sizilien unterworfen hat und mein glorreicher Vater als erster Herrscher die Königskrone trug. Wir haben das Land zum Königreich erhöht, und ganz Europa beneidet uns seither um unsere Macht und unseren Reichtum!

Das alles macht mich stolz, aber Wilhelm jagt es eher Angst ein. Er vermisst Safirah, die nur noch selten bei uns ist – wir sind inzwischen zu alt für eine Amme. Er tut mir leid. Und die bösen Erlebnisse reißen nicht ab. Diesmal ist es kein Aufstand der Barone, sondern ein Aufbäumen der Natur. Ich weiß es noch wie heute: Wir sind in Messina im Königspalast, es gibt ein großes Festgelage für Gäste aus dem dortigen Adel und die Geistlichkeit. Die Tafeln biegen sich, Zimbeln, Trommeln und Flöten erklingen zur Unterhaltung. Junge Mädchen in blutroten Schleiergewändern lassen ihre Hüften kreisen, die goldenen Schellen an ihren Fußknöcheln bimmeln fröhlich. Wilhelm und ich sitzen unter dem riesigen Süßspeisentisch, verborgen vom bodenlangen Tischtuch. Gierig stopfen wir uns mit Blancomangiare und klebrigem Dattelfeststoff voll und grinsen uns verschwörerisch an. Eigentlich müssten wir längst im Bett sein, aber wir haben uns einfach versteckt. Da plötzlich erzittert der Boden unter uns. Voller Angst kriechen wir unter dem Tisch hervor – doch auch hier ist der Boden nicht fest. Alles läuft durcheinander, die Wände scheinen zu wanken. Wir rennen irgendwohin, »Aiutamicristo!«, schreit jemand, ein anderer »Ya salam!«. Eine Säule stürzt ein, zusammen mit einem Teil der Decke, Mauersteine prasseln auf uns herab. Plötzlich ist Wilhelm nicht mehr da! Ich fahre herum – da liegt er, Brocken von der Säule sind auf ihn heruntergestürzt. Seine Augen sind geschlossen, da ist Blut an seinem Kopf und überall. Ich laufe zu ihm hin und rüttle ihn. Ich muss weinen. Jetzt ist auch er tot wie Roger! Da greifen zwei Hände nach mir – eine Frau aus der Stadt, die

ich nicht kenne, hebt mich einfach hoch und trägt mich fort. Ich wehre mich, aber sie sagt nur: »Schtsch. Tommasina bringt dich weg, picciridda, keine Angst.«

An diesem Tag hat das Erdbeben Sizilien schwer geprüft. Es hat einen Teil von Messina ins Meer stürzen lassen. Der königliche Palast, der sich »wie eine weiße Taube am Rand des Wassers erhob«, wie der große Ibn Jubair einst schrieb, steht nicht mehr. Catania wurde völlig zerstört. Es gab unzählige Tote und noch mehr Verletzte. Lange war ich davon überzeugt, dass Wilhelm auch tot sei. Safirah sagte, das stimme nicht, aber ich dachte, sie lügt, weil sie mich wochenlang nicht zu ihm ließen. Dann endlich kam er wieder zum Unterricht, bleich und dünn. Als ich ihn sah, glaubte ich an einen Geist und bekam vor lauter Schreck selbst hohes Fieber. Und dann war Tommasina wieder da. Ich hatte im Fieber immer wieder nach ihr gerufen, und man hatte sie geholt. Ich weiß nicht, warum, aber ich fühlte mich bei ihr einfach sicher und geborgen. Sie hatte mich aus dem Chaos errettet! Ich wünschte, dass sie als meine Dienerin bei mir blieb, und der König, glücklich, dass wir Kinder noch am Leben waren, erlaubte es.

Drei Jahre später, am zweiten Samstag nach Ostern, herrscht Totenstille im Palazzo Reale. Räucherwerk erfüllt die Luft, es ist zum Ersticken. Die Hitze ist unerträglich, man könnte glauben, es sei schon August, so schwül ist es. Niemand spricht ein Wort; die Dienerschaft verrichtet ihre Arbeit stumm und bedrückt. Denn alle wissen: Der König, mein Bruder, liegt im Sterben. Die Ruhr und das Fieber haben seinen Körper geschwächt, nichts mehr kann er bei sich behalten. Die Augäpfel eingetrocknet, die Haut gelb und dünn wie Pergament, das schwarze Haar strähnig und schweißnass, so liegt er da, als uns Erzbischof Romuald von Salerno zum Abschiednehmen in die Schlafkammer holt. Der Atem des Königs geht schwer. Er sieht geschrumpft aus und greisenhaft, ein Fremder. Ich bin ganz zittrig, als man mich an sein Lager schiebt. Er kann nichts sagen, aber er versucht ein Lächeln und macht eine segnende Handbewegung. Dann bin ich weg, und Wilhelm ist an der Reihe. Mit einem Aufschrei wirft er sich über seinen Vater.

»Du sollst nicht sterben«, schluchzt er. Der König legt seinem Sohn die kraftlose Hand auf den Kopf. »Du ... wirst ... mir ... Ehre ... machen«, röchelt er. Jemand zieht Wilhelm fort, und wir müssen aus dem Zimmer. Noch hat sich die Türe nicht hinter uns geschlossen, als ein Aufseufzen wie ein Windstoß durch den Raum geht. Am Nachmittag des 7. Mai 1166, um drei Uhr, ist der König von Sizilien tot.

»Jetzt bist du König«, flüstere ich Wilhelm zu.

Er ist blass. »Das will ich gar nicht sein«, sagt er und reibt sich dabei die Augen mit beiden Fäusten. »Und was ist, wenn ich auch sterbe? So wie Roger?«

Ich stehe da und überlege. Ja, was ist dann? Und auf einmal trifft es mich wie ein Schlag. Kein einziges Mal habe ich ernsthaft daran gedacht, aber: »Dann werde ich Königin«, sage ich und lausche voller Staunen dem Nachklang meiner eigenen Worte. Plötzlich bekomme ich Angst. Dann schüttele ich den Gedanken unwillig ab. Das wird nicht geschehen, sage ich mir. Nie.

2

Palermo, Frühjahr 1169 und 1172

Jch lasse den Kerl vierteilen!« Wilhelm wirft den geätzten Silberpokal, aus dem er gerade trinken wollte, gegen die Wand. Roter Wein spritzt über die glasierten Kacheln und läuft in Rinnsalen zu Boden. »Behim! Halluf! Schakat!«

Konstanze hebt den Pokal auf. »Du sollst nicht auf Arabisch fluchen. Das versteht die ganze Dienerschaft.«

»Je m'en fiche!« Der junge König wechselt wieder zum Französischen. Gerade hat er erfahren, dass der Kanzler Stephan de Perche den Umsturz plant. Er selbst, Wilhelm, soll umgebracht werden, dann will de Perche seine Mutter, die Königinwitwe, heiraten und die Herrschaft übernehmen.